

Uebersicht. Karl Joseph Sacretelle. — Die Arme Frankreichs und die Hilfsmittel zu ihrer Vermehrung. (Schluß.) — Holz, Leinwand und Eisenblech in Oesterreich. (Schluß.) — Andeutungen aus dem Leben deutscher Dichter. — Literatur. — Miscell.

Karl Joseph Sacretelle.

In dem Manne, dessen Namen wir an die Spitze dieses Auffasses setzen, fahrt der jüngere aus einem Brüderpaare von Gelehrten, deren Schriften sich durch ihre reiche Zahl und Mannichfaltigkeit ebenso gut wie durch den bedeutenden Einfluß auf die Zeitgenossen auszeichnen. Beide Brüder waren bereits im Mannesalter, als die erste französische Revolution ausbrach. Der ältere, Peter Sacretelle, welcher im Jahre 1824 gestorben, war noch Mitarbeiter an der Encyclopédie methodique, jenem Sammelwerke, nach dem sich eine ganze Culturperiode nennt (die Schule der Encyclopädisten). Der jüngere Bruder, um zwölf Jahre jünger als Peter Ludwig, wurde am 27. August 1763 zu Metz geboren, und errichtete also fast das 92. Jahr seines inhaufschweren Lebens. Seine literarischen Spuren verdienen er als Redacteur des Journal des Debats de l'Assemblée constituante, und zeigte schon damals die Eigenschaften, die seine Jeder bis zuletzt kennzeichneten: Eleganz und Mäßigkeit des Stils. Am 13. Vendémiaire wurde er Herausgeber des Procureur; es war der Tag, welcher die Häupter der Gironden dem Henkerheile weichte. Er erklärte sich gegen den Convent, und wurde präsidirt. Durch den Sturz Robespierres befreit, war er unter denjenigen, welche die Revolution vom 18. Fructidor des Jahres V herbeiführten. Bekanntlich sollte durch sie das Directorium gestürzt werden. Doch war dessen Stunde noch nicht gekommen, im Gegentheile besetzte es an diesem Tage noch einmal seine Macht. Sacretelle wanderte von Neuem in die Gefangnisse von Kofore, später in den Tempel und schufte dort zwei volle Jahre, bis General Bonaparte mit seinen Grenadiern den Rath der Hühnerhähne auseinander trieb und an die Stelle des Directoriums das Consulat setzte. Unter den als politische Opfer in Freiheit Gelehrten war auch Sacretelle, der sich bald des persönlichen Wohlwollens Napoleons zu erfreuen hatte. Im Jahre 1801 wurde er Mitglied des Präsidiums, und 1804 erhielt er von dem neuen Kaiser die Concession zur Herausgabe einer Zeitung: Le Publiciste, welche bis zum Jahre 1810 bestand. Nebenbei bekleidete er eine ebenso wichtige als einträgliche Stelle: die eines dramatischen Censur. Im Jahre 1813 wurde er an Gemenards Stelle zum Mitgliede der französischen Akademie gewählt, sowie er schon früher die Leitung der Geschichte an der Pariser Universität erhalten hatte.

Sacretelle glänzte auch im Almanac des Sciences, jenem berühmten hochheiligen Pamphlet, in welchem die politischen Meinungswendungen der französischen Gelehrten auf schonungslose Weise dargestellt waren. Er war nämlich einer der ersten, die den rückwärtigen Bourbonen huldigten, während er im Jahre 1815 mit Ludwig XVIII. nach Genf flüchtete, bald wieder zurückkam und von Napoleon während der 100 Tage sich den Besitz der verlassenen Lehrtätigkeit besitzigen ließ und hierauf von Neuem den Bourbonen huldigte, die ihn wieder zu Gnaden aufnahmen. Bei den Verhandlungen über die Freiheit der Presse, oder besser über deren Beschränkung, die im Jahre 1827 im Schoße der französischen Akademie auf Veranlassung der reactionären Partei sich eroberte, machte er sich so mißliebig, daß man ihm kein Amt als dramatischer Censur nehmen mußte. Er beantragte nämlich, zum Schutze der bedrohten Presse eine Adresse der Akademie an den König Karl X. Seidem letzte er der Wissenschaft und einer sehr einträglichen Autorenpraxis.

Ehe wir einen flüchtigen Ueberblick über die colossale literarische Thätigkeit dieses merkwürdigen Mannes werfen, müssen wir das Urtheil wiederholen, das der größte Mann des Jahrhunderts im Memorial de St. Pelene über ihn ausgesprochen hat: „Diele Pfaffen“, sagt Napoleon I. über Sacretelle, „und wenig Ärzte, keine Resultate, er ist Akademiker, aber kein Historiker.“ — Die Encyclopédieperioden, die er säuberte, lagen in der That seiner Zeit zu nahe, sein persönliches Jd war dabei zu nahe betheilig, als daß seine Erzählung hätte unfangen sein können. Wo gewisse Rücksichten auf Lebende ihm Schweigen auferlegten, füllte er die Lücken mit heißen Pfaffen aus.

Die wichtigsten seiner Werke sind:

1. Historischer Ueberblick der französischen Revolution in 3 Abtheilungen: „Uebersetzende Versammlung, Nationalconvent und Directorium (erschienen 1801, 1803, 1806).

2. Geschichte Frankreichs im 19. Jahrhundert. 1808.

3. Geschichte der französischen Revolution; es ist dies das größere Hauptwerk in 5 Bänden. (1821 bis 1827.)

4. Geschichte Frankreichs während der Religionskriege. (1814 bis 1816.) 4 Bände.

5. Betrachtungen über die Sache der Griechen. 1825.

6. Historisches Gemälde von Griechenland seit der Gründung der einzelnen Staaten bis auf unsere Tage. 1831.

7. Politisches Testament. 1840. 2 Bände.

8. Zehn Jahre der Prüfung während der Revolution. 1842.

9. Geschichte des Consulat und des Kaiserreichs. 1845 bis 1846.

Die übrigen minder wichtigen Schriften sind theils populärschriftlicher Inhalts (z. B. eine französische Geschichte für Kinder 1807) oder händliche Studien (wie die Parallele zwischen César, Cromwell, Mont und Bonaparte), angeblich aus dem englischen überfetzt, oder endlich Gelegenheitsreden, wie er deren bei vielen Veranlassungen im Schoße der Academie hielt, und die fast alle besonders gedruckt wurden.

Der Almanac des Sciences enthält uns noch ein verborgenes Talent des berühmten Historikers. Als Napoleon die Erzherzogin Marie Louise heiratete, dichtete er im Vereine mit einem gewissen Campanen das Libretto einer Gelegenheitsoper: Der Gärtner von Compiegne. Das Manuscript schenkte er dem bekannten Barbier, dem Bibliographen, seinem Freunde. Als die Bourbonen zurückgekehrt waren, hatte Sacretelle nichts Besseres zu thun, als das Manuscript zurückzugeben. Bei der Auction des Barbier'schen Nachlasses erstand er es wirklich um 45 Franken.

Die Arme Frankreichs und die Hilfsmittel zu ihrer Vermehrung.

(Schluß.)

Ebenso leicht, ja vielleicht sogar noch leichter wie seine Artillerie, kann Frankreich nöthigenfalls seine Gensarmen vermehren. Es sind jetzt in der französischen Arme 48 Compagnien Sappeurs und Miniers, die in voller Kriegsbewaffnung 8000 Mann und 1100 Pferde zählen. Sowohl an theoretisch wie praktisch ungenügend unterrichteten und geübten Officieren wie Unter-Officieren ist kein Mangel, und wollte man auch die Zahl der Gensarmen von 9 bis auf 12,000 Mann erhöhen, so würde dies nach dem Urtheile der in demselben Stande stehenden keine Schwierigkeiten haben. Gerade zum Eintritt in diese Gensarmen, die hohes Ansehen genießen und auch gute Löhnung bekommen, melden sich, besonders wenn die großen öffentlichen Bauten stehen, viele ledige Männer und Zimmerleute, Fischer, kurz derartige Vandalen, die sich auch für die Wegzuchtangung am besten eignen. Sowie eine Stodung in den großen industriellen Unternehmungen eintritt, und bei jedem europäischen Kriege wird und muß dies immer mehr oder weniger der Fall sein, kommen auch in Frankreich gleich eine Menge von jungen Gensarmen, Architekten, Werkmeistern in den Maschinenfabriken, kurz Leute, die tüchtige mathematische Kenntnisse besitzen müssen, außer Thätigkeit, und von diesen melden sich ebenfalls viele dann freiwillig zum Eintritt in die Gensarmen. Brauchbare Unter-Officiere und bei längerer militärischer Dienzeit auch tüchtige Officiere lassen sich aber gerade aus solchen jungen Leuten nicht sehr schwer erziehen. Ebenso leicht ist auch das Pontonier-Regiment zu vermehren, wenn Verhältnisse eintreten sollen, die dessen Verthaltung wünschenswerth machen. Es sollen die Pontoniers in voller Kriegsbewaffnung 1600 Mann betragen, und nach dem Urtheile der Officiere könnte man diese Zahl im Nothfalle noch verdoppeln, ohne daß es an Unter-Officieren und Soldaten dazu fehlen würde. Diese Pontoniers rekrutiren sich größtentheils aus den Flussschiffern des Rheins und der Rhone.

Gaben wir nun auch die Uebersetzung, daß bei einem großen europäischen Kriege, wo es die Ausnutzung aller Kräfte gilt, Frankreich seine Infanterie und Artillerie gut noch um ein Drittel über die jetzige etatsmäßige Kriegsbewaffnung erhöhen kann, ohne daß ein allzu fühlbarer Mangel an Officieren, Unter-Officieren und Soldaten dabei eintritt, so glauben wir ein Gleiches nicht hinsichtlich der Cavallerie. Die französische Reiterei kann nicht viel über die jetzige etatsmäßige Kriegsbewaffnung gebracht werden, ja wir glauben sogar, daß es schwer sein muß, dieselbe noch in dieser Stärke zu erhalten — schon allein aus dem Grunde, weil es ihr an Pferden dabei mangelt.

Sowie überhaupt ein größerer europäischer Krieg ausbrechen wird, so entsteht sicherlich in allen Ländern ein geheimeres Bedürfnis nach tauglichen Pferden, und kein Staat wird mehr die Ausfuhr derselben über seine Grenzen gestatten. Die jetzige französische Cavallerie, auf alle Kriegsbewaffnung gebracht, was augenblicklich noch lange nicht der Fall ist, bedarf (außer dem afrikanischen Corps) an 13,000 Cuirassierpferden, 23—24,000 Dragonen und

Canciers und 26—27,000 Husaren, Chasseurs und Guide-Pferde. Diese Pferde vermag, wenn man nicht allzu ängstlich in der Auswahl ist, Frankreich bei einiger Anstrengung im Nothfall selbst zu beschaffen, vielmehr aber nicht, besonders wenn eine Remontierung der versährten Artillerie zugleich damit verbunden ist. Der jetzige Kaiser Louis Napoleon, der sich überhaupt die Sorge für sein Heer sehr angelegen sein läßt, hat die schwachen Seiten der französischen Reiterei sehr richtig erkannt und sowohl in seiner Macht stand dieselbe in der kurzen Zeit seiner Regierung schon auf alle Weise zu verbessern gesucht. Die Pferdewarung und Stallordnung, sonst immer die schwächste Seite der französischen Reiterei, ist jetzt ungemein sorgfältiger und strenger wie noch vor einigen Jahren, und auch auf ein schuldähnliches Reiten der Leute sieht man jetzt mehr gehen wie dies wohl früher häufig der Fall war. Ebenso hat man die Remontierung, soweit es nur irgend angehen konnte, verbessert, und besonders die Gincassier- und Carabiniers-Regimenter reiten jetzt häufig Pferde, wie man sie in den preussischen und anderen deutschen Cavallerie-Regimenten auch nicht besser findet. Trotz aller Bemühungen des jetzigen Kaisers bleibt aber ihre Remontierung und Pferdewarung stets die schwächste Seite der französischen Cavallerie, und unsere deutsche Reiterei ist derselben hierin weit überlegen. Diese Schwächen derselben werden aber mit der Vermehrung der Cavallerie noch bedeutend zunehmen. Auf der einen Seite wird man aus Mangel an tüchtigen Pferden, die dann auch zu noch so hohen Preisen nicht einmal zu bekommen sein dürften, schlechte Thiere in die Regimenter einheilen müssen, wie dies auch in letzter Zeit schon hin und wieder geschehen ist. So haben wir z. B. kürzlich Remonten für ein französisches Canciers-Regiment, unter denen nur wenige Thiere die Erfordernisse eines irgendwie brauchbaren Kampfpferdes zu besitzen scheinen. Ein zweiter Mangel bei einer etwaigen Vermehrung der Reiterei wird auch an brauchbaren Offizieren und Unter-Offizieren eintreten. Schon jetzt wird es den französischen Cavallerie-Regimenten umgleich schwerer, ihre Officiers- und Unter-Officiersstellen mit recht tauglichen Männern zu besetzen, wie dies bei der Artillerie und Infanterie der Fall ist, und je größer der europäische Krieg werden sollte, desto mehr wird dieser Mangel noch zunehmen. Der Franzose dient überhaupt im Allgemeinen nicht gerne bei der Cavallerie, denn es langweilt ihn, außer für sich selbst auch noch für sein Pferd sorgen zu müssen. Dazu kommt, daß in den letzten Kriegen, so besonders auch in Algerien, die Cavallerie selten recht viel Gelegenheit hatte, sich auszuzeichnen, was auch gerade nicht dazu beitrug, ihre freiwillig zu unterstützen. Größtentheils sind es junge Kurage, die in die Cavallerie eintreten, und da bei einem großen auswärtigen Kriege der Mangel nicht leicht im Gegentheil für fleißige Hände sehr lebhaft zu sein pflegt, so wird auch nicht der Mangel an Arbeit und Verdienst der Cavallerie soweit freimillig wie bei den andern von uns erwähnten Waffengattungen zuführen.

Macht Frankreich es daher möglich, seine jetzige Cavallerie auf volle Kriegshöhe zu bringen und auch fortwährend auf derselben zu erhalten, so wird es bei diesem Theile seiner Wehrkraft selbst bei großer Anstrengung nicht viel mehr leisten können. Es wird uns leichter sein, innerhalb drei Monaten noch 40 neue und gute Batterien zu errichten und in das Feld zu schicken, als nur vier neue Dragoner-Regimenter in eine Ansicht, die wir kürzlich von einem erfahrenen Beurtheiler französischer Militärzuzüge hören und auch nur vollkommen theilen können.

Wenn übrigens die französische Reiterei auch keine beträchtliche Vermehrung für die Zukunft fähig sein wird, so ist sie jetzt doch schon, sobald sie auf volle, etatsmäßige Kriegshöhe gebracht wird, und dies dann und wird auch bald geschehen, von einer bedeutenden Stärke. An 72 Schwadronen schwerer, 120 Schwadronen Linien, und 138 Schwadronen leichter Reiterei vermag das französische Heer zu stellen, und die Stärke derselben wird außer den nöthigen Depots auf 45—48,000 Mann zu bringen sein. Mit solcher Reitermacht läßt sich bei gehöriger Verwendung schon Vieles leisten, und wir haben nicht die Ansicht, daß man die Macht der französischen Reiterei gar so geringe anschlagen dürfe, wie dies hin und wieder in einigen süßlichen Heeren Mode zu sein scheint. Glücklicher der Götter ihrer Pferde und des guten Reitens der Leute selbst muß die französische Cavallerie entschieden gegen die mancher anderen europäischen Großmächte zurückbleiben, an tüchtigen Einschlößen der Soldaten und Gewandtheit derselben im Gebrauch ihrer Waffen kann es aber vollkommen mit jeder andern aufnehmen. Ein treffliches Reitercorps, von dem einige Schwadronen sich jetzt im Orient wieder so sehr auszeichnen, sind die vier Regimenter-Chasseurs d'Afrique, die in Algerien organisiert werden. Die Stärke derselben beträgt an 4200 Mann, und wir haben kürzlich gehört, daß man eine ziemlich beträchtliche Vermehrung nicht allein für möglich halte, sondern auch bald beschließen. Ueberhaupt wird die französische Regierung allmählich immer mehr und mehr Remontepferde für ihre leichte Reiterei in Algerien, was sich so trefflich dazu eignet, zu züchten suchen, um in dieser Hinsicht vom Auslande unabhängig wie

bisher zu sein. Nach dem Urtheil hierin erfahrener Männer soll man übrigens jetzt schon im Nothfalle einige tausend leichte Pferde in Afrika aufkaufen und die französische europäische leichte Reiterei damit beritten machen können. Brauchbare Soldatensperden sollen übrigens augenblicklich in Marocco, Tunis, Tripolis und überhaupt in ganz Nordafrika ungemein theuer sein, da auch dort beträchtliche Truppenmassen ausgerüstet und der Pferde zugeführt worden sind. Sollte es übrigens zu einem allgemeinen und besonders langwierigen europäischen Krieg kommen, so wird bald in allen Staaten Europas, Rußland vielleicht ausgenommen, ein so bedeutender Mangel an brauchbaren Soldatensperden eintreten, daß man schon aus diesem Grunde die Cavallerie nirgends beträchtlich vermehren kann. Da Oesterreich bei seinen jetzigen Kriegserrichtungen doch schon fast das Doppelte der Preise, die es noch vor zehn Jahren für seine Remontepferde gab, zahlen mußten. Auch in England soll die Remontierung der Cavallerie stets kostspieliger werden, und ein Gleiches ist auch in unsern weichen Deutschlands Staaten der Fall.

Aus allen diesen Gründen dürfte eine bedeutende Vermehrung der französischen Reiterei, selbst wenn Frankreich in die größten europäischen Kriege verwickelt würde, schwerlich erfolgen. Die Hauptkräfte des Heeres wird immer in seiner Artillerie und Infanterie bestehen, und jede Anstrengung, die man in der Vermehrung und Verbesserung dieser beiden Waffengattungen zu machen gesonnen ist, kann immer auf einen günstigen Erfolg rechnen. Eine Armee von 310,000 Mann Linien-Infanterie, 20,000 Mann Chasseurs, 14—15,000 bespannten Feldgeschützen mit 50,000 Artilleristen, 10—12,000 Mann Genietruppen und einigen 40,000 Mann Reiterei vermag Frankreich binnen 3—4 Monaten für einen Krieg außerhalb seines Ozeans mobil zu machen, ohne dabei gerade die letzte Haare seiner Wehrkraft anzupacken. Zu Algerien könnten außerdem an 30,000 Mann, in Frankreich selbst in den nöthigen Depots an 70—100,000 Mann außer den 20,000 Gendarmen, der Veteranen-Corps, der Livriers-Compagnien in den Arsenalen und der Festungs-Artillerie zurückbleiben. Frankreich zählt 38 Millionen Einwohner, ist reich an mechanischen Hilfsmitteln aller Art, alle Classen seiner Bevölkerung sind durchgängig von einer gewissen militärischen Größe besetzt, und ein solches Reich, kann, wenn es will, ein Landheer von 600,000 bewaffneten Menschen auf die Beine bringen; dies wird man nie leugnen wollen. Was wir hier ausgesprochen, sind übrigens nur rein militärische Ansichten, die wir auch Neuse aus der unparteiischen Beobachtung der französischen Armee gewonnen, und die Rücksicht auf die politische Vertheilung dieser Verhältnisse haben wir dabei gänzlich vergessen.

Julius v. Wiedede.

Holz-, Torf- und Steinkohle in Oesterreich.

(Schluß.)

I. D. Der Steinkohlen-Verbrauch in Oesterreich selbst steht trotz allen Anstrengungen, welchen er in jüngerer Zeit genommen, in einem Verhältnisse zum Reichthum der vorhandenen Vorräthe und Lager. Die Schuld dürfte darin zu suchen sein, daß die kleinen Ortschaften darauf angewiesen sind, einen größtmöglichen Ertrag in kürzester Zeit zu erzielen, und deswegen nur zu häufig einen förmlichen Raubbau betreiben. Und doch fordert der Kohlenbergbau eine längere Zeit des Betriebes, bis er nachhaltig lebend sein kann. Man darf nicht bloß die beinahe zu Tage liegenden Schichten, man muß auch die tiefliegenden anbauen. Denn je tiefer die Kohle liegt, desto besser ist sie, und desto vertheilbarer ist ihr Bau; eine solche Kohle liegt intensiver und nimmt bei gleicher Heftigkeit auch weniger Raum ein, belastet also weniger und die Kosten des Transports sind geringer als bei einer gleichen Masse schlechter Kohlen.

Leider war früher der Steinkohlenbau zum Theil gebremmt durch das alte Berggesetz, welches den Grubenbesitz als ausschließliches Monopol sicherte, und eben dadurch die Concurrenz hemmte. Die Folge dieser Hemmung waren die enorm hohen Preise. Hohe Preise aber bedürfen notwendig wiederum den Verbrauch und dadurch die Entwicklungsfähigkeit, welche der Natur der Unternehmung angeschlossen ist. Seit Juni 1854 aber hat Oesterreich ein verbessertes Berggesetz, dessen wesentlichster Vorzug es ist, daß es durch den Besitz des Bergbaues auch den Betrieb bedingt, zugleich Erbschaft für unermittellichen Schaden sichert, somit einem ungerichteten Grubenbetrieb steuert und dessen Zukunft nicht mehr bedenklich macht. Außerdem macht es das Institut der Unterabtheilung zum Gemeingut für Alle und schließt sich der allgemeinen Gesetzgebung an; erlaubt gleichzeitig in besonderen Fällen besondere Abweichungen selbst innerhalb der Grenzen des eigenen Regens und vollzieht endlich durch eigene Behörden das Berggesetz. Durch diese zeitgemäße Reform und Einwirkung ist nimmere der Impuls gegeben zu einem allgemeinen Aufschwunge.

Gleiche Steinkohle, d. i. Glanzkohle, Anthracit, Schwarzkohle und Braunkohle, ist Torf ein ganz vortheilhaftes Brennmaterial und gleich

vortheilhaftes Gesehmittel für Holz. Auf die vortheilhafte und zweckmäßige Benützung dieses Brennstoffes für ökonomische wie für gewerbliche Zwecke übte auch hier das Vortheil seinen hemmenden Einfluß. Doch hat in neuester Zeit (1853) eine gesezte Fortwirthschaft in Oesterreich entsprechende Rücksicht gefunden. Der Torf lagert sich beinahe ausschließlich in Schichten ab und ist infolge dieser theilweisen Ablagerung auch verschieden. Man unterscheidet in dieser Hinsicht dreierlei Torf: Gelben oder Rasentorf, die jüngste, d. i. oberste Schicht, gebildet von vegetabilischen Hölzern und unzerlegtem Moos; braunen oder Rülztorf, mittlere Schicht, von größerem spezifischen Gewichte und größerer Brennstärke als der Rasentorf; endlich schwarzer oder Spedtorf, der beste von Allen; dieser gibt anhaltende Hitze, er besteht aus einer gleichzeitigen Mischung mineralischer Substanzen und bildet die untere mehr tätige Schicht. Der Torf wird im trocknen Lager einfach ausgehoben oder ausgeschüttet, mittels Formen zu Ziegeln geschlagen und in eignen Trocknungs-Apparaten getrocknet, nach der neuesten Methode beiläufig 5 — 600 Centner in 24 Stunden, welche Methode ein festes Product gibt. Ebenso vortheilhaft geschieht nimmehr die Verkohlung des Torfes im Apparat. Diese Kohle ist dann feiner als die Holzkohle und wird selbst beim Kochen-Processe verwendet. Der Apparat liefert 200 Centner in 24 Stunden, 100 Pfund guten lufttrocknen Torfes repräsentiren 43 $\frac{1}{2}$ Pfd. Holzkohle.

Vergleicht man den Nachwuchs oder die Ergebsamkeit des Torfes mit jenem des Holzes, so regerter sich der Torf, wenn das Ausheben desselben rationell vorgenommen wird, so ungemein schnell, daß derselbe meist schon nach 10 Jahren seine ursprüngliche Höhe durch natürliches Wachsthum erreicht hat und erneuert ausgehoben werden kann, so, daß in jeder Hinsicht als ein vortheilhafter Brennstoff neben dem langsam nachwachsenden Holze erscheint.

Haupterzeuger sind verbreitet längs der ganzen Monarchie: in Tirol, Steiermark, Ober-Oesterreich, Böhmen, Mähren, Schlesien, Galizien und der Bukowina. Besonders reich an Torf aber ist Ungarn in den Sumpf- und Morast-Gelegen der Theiß und im Banat. Eine großartige Unternehmung bereitet sich noch im Laufe dieses Jahres in diesen Gegenden vor.

Der auch bei uns herabgekommenen Holzwirtschaft würde auszuwachsen, wenn die zahlreichen und ausgebreiteten Forstliche und Kohlenminen noch vermehrt würden.

Bei Allen müßten aber, wenn der Torf- und Kohlenbetriebe reichlichen Ertrag abwerfen soll, die Kommunikationsmittel verbessert werden. Bisher wurde der Kohlenpreis durch die hohen Frachtkosten um ein bedeutendes vertheuert. Erst wenn das österreichische Eisenbahnnetz ausgebaut ist, wenn von den Hauptbahnen zweckmäßige Verbindungswege zu den einzelnen Kohlen-Bezirgen hergestellt sind, wird der Betrieb derselben ein lohnender sein; erst dann werden mineralische Brennstoffe ihre günstigen Einflüsse auf Industrie und Gesehmung auch in unserm Vaterlande in jenem hohen Grade ausüben, welchen der Mineralreichtum unserer Länder möglich macht.

Anekdoten aus dem Leben deutscher Dichter.

Goethe am Hofe zu Weimar.

Wie Goethe an den Hof zu Weimar kam, darüber besitzen wir noch ein interessantes authentisches Anekdoten, nämlich einen Brief von Goethes Eltern an den dänischen Consul Schönbörn, wenige Tage nach ihres Sohnes Ankunft in Weimar geschrieben:

Frankfurt am Main, den 24. Juli 1776

Ihr freundschaftlicher Brief d. d. Aligier, den 28. October 1775 an unsern Sohn, worinnen eine succincte Beschreibung des Spanischen con manco besonders enthalten, ist uns ungefährt sechs Wochen hernach allhier richtig eingelaufen, und ist seine Schuld nicht, daß er bisher unbeantwortet geblieben. Er war damals schon abwesend, und wir müßten ihn solchen nach Weimar schicken, wo er sich noch aufhält. Hören Sie, wie dies einander hängt, weil Jüden doch Alles, schätzbarer Freund, was diesen Singularen Menschen betrifft, interessant sein möchte. Ich fange von Ursprung seiner jetzigen Verhältnisse an. Der Herzog von Weimar lernte ihn schon vor zwei Jahren auf der vortheilhaften Seite kennen, und nachdem er von Durlach, wo er sich mit der Darmstädter Prinzessin Louise vermahlt hat, wieder zurück nach Frankfurt kam, wurde er von diesem jungen Herzoglichen Paare in aller Form nach Weimar eingeladen, wozu er denn auch gefolgt. Er hielt sich den vergangenen Winter beiläufig als Gast auf und unterhielt die dortige Herrschaft mit Vorlesung seines noch ungedruckten Werkes, führte das Schiffschiffahrt und andere guten Gesinnung an, wodurch er sich Dieselben sowohl als auch in der Nachbarschaft viele Gese und Bekannte zu Freunden machte. Je mehr nun aber der Herzog den Dr. kennen lernte, desto weniger konnte er ihn entbehren, und prüfte seine Gaben hin-

länglich, die er so beschaffen fand, daß er ihn endlich zu seinem Geheimen Legations-Rath mit Sitz und Stimme im geheimen Conseil und 1200 Thaler Besoldung ernannte. Da sitzt nun der Poet und sagt sich in sein neues Fach bequämlig. Wir wollen ihn auch darin sitzen lassen, jedoch auch zugleich wegen dessen jügend Antagtschäften in dieser Vorgesponsung ablösen und vertreten. Sie sollen das Weitere von ihm jederzeit erfahren, auch seine kleine Schriften (aller Colomusius), womit anbei der Anfang gemacht wird, überkommen. Nach einm: Weil der Herzog von Weimar die Gelehrten nicht nur schätzt, sondern sie auch nach Verdienst belohnt, dürfte seine Residenz in Kurzem der Sammelplatz edler, schöner Geister sein; z. B. ist beiläufig der eine Graf von Stollb. ex Kammerherr geworden und wird sich bald dahin verfügen. Herder tritt da als General-Superintendent auf, und Kenz ist ingleich seit einigen Monaten dort. Was Sie aber am meisten wundern wird, ist, daß sich der Dr. mit Wieland ausgesöhnt und nun auf dem freundschaftlichen Fuße mit ihm lebt. Und das geht von Herzen — u. f. w. Hactenus Goethe pater."

"Liebster, lieber Freund!" — schreibt Goethes Mutter ihrerseits in demselben Briefe — "Sie müssen doch auch ein Wörtchen von mir hören, doch auch erfahren, daß ich noch lebe, oft an Ihnen denke, immer gern wissen möchte, was unser Freund Schönbörn in Algier betriehe u. d. m. Sie erinnern sich doch, daß beinahe drei Jahre Verschieden sind, da wir so Vergnügt beisammen waren und Weintrauben aßen. Ich dachte, Sie wären lange genug in der Barbarei gewesen, hätten lang genug Verfehlerte Menschen gesehen; mein Rath, den Ihnen mein Freundschafflicher Herz giebt, ist also der, kommen Sie bald Wieder zu uns; es war vor mich jederzeit eine Wohlthat, große Menschen und mit der wir zu haben; z. B. in meiner jetzigen Lage (da meine beiden Kinder Weit, Weit von mir entfernt sind) ist's Himmelsglück. Folgen Sie mir und kommen Sie, je eher je besser, es soll Ihnen Wohl thun. Was Wollen wir einander erzählen! Vor langer Weile dürfen wir uns nicht fürchten; ich besäße einen Schatz von Anekdoten, Geschichten u. f. w., daß ich mich anheuschig mache, acht Tage in einem ort zu plaudern, und Wenn Sie es nun gar anfangen werden — Von Senen und Meeren, Städten und Dörfern, Menschen und Mißgeburten, Elephanten und Schlangen. Das soll ein Gaudium werden. Leben Sie Wohl. Dieses wünscht Ihre ganz eichige Freundin

G. C. Goethe.

Antworten Sie uns doch ja bald, damit wir erfahren, ob die vier Pieschke'schen in der Stadt angekommen sind."

Man sieht, es ist eine eigenthümliche Frau, die Frau Goethe, voller resoluten Humors und natürl. Lebenslust. Worin ihr Charakter mit dem ihres Sohnes vorzüglich übereinstimmte, war eine unbegrenzliche, fast krankhafte Abneigung gegen alle heftigen und gewaltsamen Eindrücke, wodurch das Bewusstsein aus seiner harmonischen Selbstbewegung herausgerissen worden wird. Daher hatte sie in ihrem Hause: das unverrückliche Geseß aufgestellt, daß Niemand etwas Schreckhaftes, Verdrüssliches und Demuthigendes erzählen dürfe. Als daher Goethe im Winter 1805 zu Weimar lebensgefährlich krank war, wagte Niemand von denen, die bei ihr aus- und eingingen, davon zu sprechen. Erst lange nachher, als er sich schon wieder in der Besserung befand, kam sie selbst im Gespräch darauf und sagte zu ihren Freunden: "Ich hab' halt Alles wohl genützt, hab' Ihr gleich nichts davon gesagt und sagen wollen, wie es mit dem Wolsang so schlecht gegangen hat. Jetzt aber mögt Ihr sprechen; jetzt geht es besser. Gott und seine Natur haben ihn geholt. Jetzt kam wieder von dem Wolsang die Rede sein, ohne daß es mir, wenn sein Name genannt wird, einen Stich in's Herz giebt."

Goethe als Regisseur.

Einst wurde in Weimar „Der eifersüchtige Ghemann“ gespielt, worin die Liebhaber. Rolle dem Herrn v. Gieselb. zugesallen war. Unglücklicherweise aber überließ diesen kurz vor der Aufführung eine Unpäßlichkeit. Die Rolle war in so kurzer Zeit nicht wieder zu besetzen, und zum Verdruss aller übrigen Mitspielenden hockte nun das Ganze. Da schlug sich, wie beherzt und gutmüthig, als in solchen Dingen gewandt, ein vorwärtiger schicksallicher Rittmeister ins Mittel und übernahm die Rolle. Am andern Tage kam er zu Herrn v. Gieselb., um sich dieselbe abergeben zu lassen. Es ging leidlich, besonders wenn man dabei, wie man konnte, auf einen guten Conspire rechnet. Als es aber zur Aufführung kam, wurde es dem tapfern Rittmeister vor der Stirn so heiß, als sollte er an der Spitze einer Schwadron Infanterie eben in den Feind einbauen. Indes sagte er sich noch zu rechtigen Zeit und spielte fort, bis auf die Scene, wo er mit seiner Geliebten von dem eifersüchtigen Ghemann überfallen und mit einem Dolche erstickt werden wird. Hier verlag er plötzlich das Stichwort, hockte und meckerte in Einem fort, und der eifersüchtige Ghemann, den Verdruss spielte, welcher schon lange mit seinem Dolche in drohender Stellung hinter den Coulissen war-

